

(Nachdruck verboten.)

90] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

So verschwanden die „Preußendoktors“ sang- und klanglos aus Gutenberg, und es geschah ihnen wie den meisten Menschen, wie allen Menschen, die da kommen und gehen, gleich einem fallenden Stern, auf eine kleine Weile gesehen, mit matter Spur, um zu verschwinden auf immer. Sie waren bald vergessen, und kein Hahn krächte mehr in Gutenberg nach ihnen.

Der Erhard begann im Vollgefühl seines Wertes eine diesem entsprechende Tätigkeit als „Herr Bestrenger“ zu entfalten. In erster Linie löste er sein Wort in der Denkmalsgeschichte ein. Die Stadt Gutenberg sollte ihren Kriegerstein mit dem „drum — rum“ und allem anderen Zubehör haben. Zugleich aber vergaß der Erhard auch nicht, daß er Inhaber des Gasthofes zum Schlüssel war. Darum ließ er einige sechs oder sieben Komitees wählen, sich selbst aber zum Präsidenten ausrufen. Da nun durch den Ausschank der Erhard Geld verdiente und andernteils die einzelnen Glieder der verschiedenen Komitees ihre Wichtigkeit nicht trocken dantun konnten, war einige Monate lang, bis das Denkmal fertig war, das Nebenzimmer vom Schlüssel „besetzt“ Abend für Abend, selbst am Sonntag. Der Seppetoni, der auch einem Komitee angehörte, sagte darum einmal, als er nach Hause kam, zu seiner besseren oder böseren Hälfte:

„Der Schlüsselwirt hat nun die melkende Kuh.“

Die Frau des Seppi hatte allem Anschein nach diesen tiefen Sinn nicht ergründet, denn am nächsten Morgen erzählte sie einigen Duzend „guten Bekannten“ zum allgemeinen Ergötzen: „Der Erhard vom Schlüssel ist nun, seit er Bürgermeister wurde, die melkende Kuh.“

Ehe der Abend kam, war dieser Spruch im Orte herum, und die Komitees des Denkmals mit dem Erhard an der Spitze untersuchten den Sachverhalt auf das peinlichste, denn der Erhard wollte keinen Makel auf sich beruhen lassen. Da stellte sich dann durch die Berichtigung des Seppetoni der wahre Sinn des Ausspruchs wieder her. Der Teufel ging natürlich da erst recht los, vor lauter Entrüstung und „laß mich auch mit!“ Der Seppi slog aus seinem Komitee heraus, wo er doch bis heute so schön umsonst gezecht hatte.

Und die allgemeine Mißachtung ergoß sich über des Schneiderböckleins Haupt. Dem Erhard aber versicherten alle anderen ehrenwerten Komiteeherrn ihr Zutrauen mit kräftigem Händedruck und treuehlichem Blick. Unter sich aber lachten sie und sagten, der vermaledeite Schneider sei ein Mordsluder.

Der arme Seppetoni hingegen wandte dem Schlüssel, als er hinausgeschmissen wurde, erzürnt den Rücken. Er ging schnurstracks zu der Adlerpartei über. Dort aber wurde er noch kräftiger hinausgeworfen. Da kam Trübsal vollends über das dürre, nadelspitze Männlein. Sein mausgraues, essigsaures Gesicht strahlte vor Trauer und Weh und erhaltendem Andank. Doch beschloß er, sein Los fürderhin stille zu tragen. Diesen Entschluß besiegelte er in der Krone mit einigen Schoppen. Und da wurde es spät, als er nach Hause kam. Seine Frau erwartete dort ihren Ehemann und gab ihm einige mit dem Besen. Denn sie hatte bereits den Fall von der Höhe seiner Größe und seines Ruhmes gehört, so laut geschahen die Dinge in Gutenberg, wenn dafür das allgemeine Interesse vorhanden ist.

Da schlich sich der Seppetoni in sein Bett. Aber er konnte nicht schlafen. Er starrte an einem fort zur Decke auf und grübelte über sein Ungemach. Teils war es der Wein, teils waren die Siebe seiner Hebe und zum Rest das allgemeine Glend, das ihm den Wert des Lebens offenbarte. Er begann in dumpfem Tone vor sich hinzumurmeln, abgerissen und traurig, wie ihm jeweils das Wort offenbart wurde:

„So ist's, wenn man ein armer Teufel ist. So ist's. Nirgends hat man's gut! Nirgends! Zusehen darf man und das nicht genau, und wenn man sagt, was man sieht, fliegt man und bekommt Schläge. Aber nie, nie bekommt man recht. Und dann kommt noch der Pfaffe. Der sagt, im

Simmel ist's schön, dort habt ihr euer Glück. Das ist der gleiche verfluchte Schwindel, denn dort ist's wieder faul. Auf der Erde, da werden wir armen Teufel immer herumgeschlagen, jeder pußt seine Stiefel an uns ab. Und im Himmel, da können wir dann gehen und wieder nur zusehen. Dort sitzen dann die reichen Leute auf den Wolken und lassen sich's gut sein. Wir armen Teufel müssen aber dann die Sterne blankputzen und für den Mond forgen und Del aufgießen, damit das Licht nicht ausgeht, und dazu raucht der liebe Herrgott an einem fort aus einer langen Pfeife Pastorentabak und macht Wolken und sieht nicht, wie die andern uns schinden, und wenn einer dann mal was sagt, dann ärgert sich der liebe Gott und bläst in die Pfeife, dann gibt's Donner und Blitz. Es ist ein Glend, denn der liebe Gott ist doch schon alt geworden und wir armen Teufel —

„Du dummer Lunzi, Du Lappi, Du elender, willst Du jetzt wohl gleich still sein und einen schlafen lassen, denk' wohl, Du Lunzi!“

Die Frau Schneiderbock stellte so auch im Gemüte des Seppi die Ruhe her. Allerdings war sie fuchsteufelwild; denn man läßt sich nicht gerne aus seinem ersten besten Schlafe wecken durch einen solchen Esel, wie der Seppi einer war.

Der Schneider verfiel nun auch dem Schlafe. Und seitdem hat er seine Talente nie mehr in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt. Wie eine Schnecke zog er seine Hörner ein und behielt sein Fett für sich zum Wohle seines Hauses.

Zu dem Sudeln und Brudeln der todesbedingten Ereignisse, aus welchem sich das Denkmal, Händel un ähnliches herausgebären sollten, hatte er Findling einen Extra-Höllens-Gezesselfessel, worin er seine ureigensten Angelegenheiten auskott. Er gab wenig acht auf das Hallo der Gutenburger. Und als er genügend nachgedacht hatte, nahm er den Weg nach dem Amtsstädtchen unter die Füße.

Gegen Mittag herum meldete er sich auf dem Amte.

„Nanu, was haben denn Sie in der Krone?“

Der Findling sagte ohne weitere Umstände:

„Den Meierhof will ich wieder abtreten.“

„Oho — sind Sie denn verrückt?“

Verbissen antwortete der Findling:

„Nein, gerade darum komme ich!“

„Da hört doch alles auf! Und warum wollen Sie den Hof so unbedingt los sein?“

Da kam den Findling eine Verbitterung an. Hart sagte er, als gälte die Antwort dem Altenberger Herrn selbst:

„Wenn man einem armen Teufel was geben will, um ihm auf die Beine zu helfen, dann braucht man keine hundert Wenn und Aber um das Erbe herumzusplechten. Das bleibt an einem hängen wie Gewichte, und man kann nicht weiter.“

Da schlug der Amtmann wütend auf den Tisch. Dann besann er sich eine Weile und sagte:

„Ich habe mir das doch gleich gedacht. Also wegen der paar Wörtlein im Testament, woran Sie übrigens gar niemand halten kann, wollen Sie die Sache weggeben? Ja, wie denken Sie sich das Ganze? Glauben Sie, daß dann etwas Gutes geschieht? Der Fiskus nimmt das Erbe, sagt nicht einmal „dankschön“ und schert sich einen blauen Teufel um Sie, wenn Sie mal zufällig Hunger bekommen sollten. Da gibt's doch andere Mittel und Wege, um die paar schrullhaften Worte zu umschiffen.“

„Gereizt sagte der Findling:

„Ich hab' an alles gedacht.“

Da wurde der Amtmann ärgerlich. Er stand auf, drehte dem Findling den Rücken und sagte mürrisch:

„Ach was, machen Sie, was Sie wollen, jetzt ist's Bureau-schluss! Kommen Sie morgen wieder zur vorgeschriebenen Zeit! Wünsch' guten Abend!“

So schmiß der Amtmann den Findling hinaus.

Als der Findling an der frischen Luft war, die sonst in der Regel wohlthätig und beruhigend wirkt, kam über ihn ein unbändiges Wütlein. Zum Donnerwetter, wenn der verfreßene Fiskus den Hof nicht wollte, dann mußte die Sache auf andere Art zerklagen werden! Und als er noch gar an die Madlen dachte in seinem Glend, und daß es dort nun aus und fertig sei, kam ihm der Entschluß an, in die Stadt zu ziehen auf die Universität. Als er so weit war mit seiner Weisheit, bekam er's mit dem Gefühl zu tun, und die Weg-

mut drückte ihm schier das Herz ab. Und als er niemanden sah weit und breit, zerdrückte er sogar mannbär ein Tränlein, das seiner Liebsten galt. In diesem Duse! gelobte er den Fremden des Lebens zu entsagen.

In Hause gab er sich eine harte Haut, und als er merkte, wie schwer dies auf die Dauer war, da besprach er sich mit Simon. Er erklärte, noch heute wolle er nach der Stadt reisen, um zu studieren.

Der Simon nickte dem Findling ernsthaft zu und bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Aber als der Alte die Pseife ansteckte und zu den Augenwinkeln herausstielte auf den Burschen, da zuckte es listig in seinem Gesichte, und mit leisem, schlanem Lächeln zog er den Rauch ein.

(Fortsetzung folgt.)

91

Das Glück.

Ein Märchen von Martin Andersen Nexø.

(Schluß.)

Der Mann fing an, zwischen dem Spielzeug des Kindes zu suchen.

„Was ist das für Zeug?“ fragte er und nahm die rote Garnrolle auf.

„Ach, das hat Gisse von den Jungen bekommen. Wir haben es natürlich zuerst abgewaschen.“

Der Mann zuckte nervös mit den Achseln: „Herrgott, abgewaschen! Glaubst Du wirklich, daß eine ansteckende Krankheit sich abwaschen läßt? Womit kann so ein Ding nicht in Berührung gewesen sein? Ich muß sagen, das war sehr unüberlegt von Dir!“

„Ja, Herrgott, es war verkehrt vor mir — aber ich habe im Augenblick nicht weiter darüber nachgedacht. Und Gisse war so unvernünftig.“

„Aber die rote Farbe genügt, um sie krank zu machen, wenn sie die Rolle in den Mund steckt. Rote Farbe ist sehr giftig, das will ich Dir bloß sagen. — Nehmen Sie das Ding fort und werfen Sie es in den Kehrichtimer!“ befahl er dem Kindermädchen.

Die beiden kleinen Burschen trauteten durch die Straßen und erörterten eifrig ihr Erlebnis. Sie befanden sich weit draußen, aber was machte das. Nun wollten sie einen Absteher nach der Bürgerstraße machen und sehen, ob die Wohnung noch zu vermieten war, und dann wollten sie mit all dem guten Essen nach Hause, damit Vater etwas Ordentliches zu Mittag bekam. Peter mußte außerdem um 1 Uhr zur Schule. Sie dachten nicht daran, in noch mehr Häusern zu klingeln; sie hatten ein zu großartiges Erlebnis gehabt; an einem und demselben Tage würde das sich nicht wiederholen. Aber ein andermal würden sie den Weg zu dem Pfefferludenhäus gewiß wiederfinden, davon waren sie überzeugt.

„Und dann kriegen wir vielleicht Geld für die Wohnung,“ meinte Peter.

Das mit dem Gelde war der einzige dunkle Punkt. Gätten sie es doch nur geradeheraus gesagt! Aber vielleicht hatte der erste Herr sie dennoch recht gut verstanden und wollte sie überraschen? Und das Geld lag schon zu Hause, wenn sie zurückkehrten? So etwas kam ja wirklich vor! Dabei beruhigten sie sich und trabten flink vorwärts.

Sie begegneten mehreren Jungen, die auf dem Wege zur Schule waren, und Peter bekam einen heißen Kopf. Aber im selben Augenblick kam die Feuerwehre in vollem Galopp herangejagt, und Peter und Rasmus wurden mit in ihr Kielwasser hineingewirbelt. In tausender Fahrt schaffte sich die Spritze läutend Bahn; ihr schloß sich ein Schweiß von hundert Knaben an, die johlend mitliefen.

Die Fahrt endigte draußen auf dem Lampenweg, wo eine Gardine in Brand geraten war. Und nun mußten die beiden Jungen den Marsch von neuem antreten. Peter hatte unterwegs den Inhalt des Korbes verloren, aber daran ließ sich nun nichts mehr ändern.

Rasmus hatte Schmerzen in seinen kurzen Beinen, und er kam nur langsam von der Stelle; aber sie hielten sich, indem sie sich hinten an die Schlächterwagen hängten oder sich auf die Stufe des Omnibus schlangen, wenn der Kondukteur sich im Wagen aufhielt. So kamen sie schließlich zu dem interessanten Hause in der Bürgerstraße. Ja, die Wohnung war noch frei! Sie schlichen durch den dunklen Gang auf den Hof, um einen Blick zu dem drolligen Glasbauer hinaufzuwerfen — und ließen ihrer Mutter in die Arme.

Sie hatte sich für kurze Zeit von der Arbeit freigestellt, und die Wohnung in Augenschein zu nehmen; und sie bereitete nun den beiden Landstreichern einen schönen Empfang. Es war ein Glück, daß sie nicht auch noch etwas im Korbe hatten.

Sie wurden nachdrücklich nach Hause geschickt, und es war nicht zu früh; als sie in der Kontraste antamen, war es schon ganz dunkel, und die Laternen waren angezündet. Der Vater war

bereits zu Bett gegangen. Er war allein zu Hause; seine Hand an der Strampende, warf den jungen Männern verrückte Blicke zu und wurde immer quersüßiger.

Rasmus kletterte aufs Bett zum Vater und zeigte ihm seinen Omnibus; der war in der Tasche etwas einzwei gegangen, aber das ließ sich leicht löten. Der Mund stand dem Jungen nicht still. Peter dagegen schweig und schämte sich, weil sie nichts für den Vater mitgebracht hatten. Der lag ja da so einsam und verlassen; und Trine hatte es versäumt, den Ziegelstein für seine kalten Füße zu wärmen.

Nun nahm Peter die Sache in die Hand und ordnete schweigend verschiedenes für die Nacht. Er hatte nicht das Bedürfnis, mit drein zu reden und ärgerte sich über die Sawaghaftigkeit des Vaders. Hatte es zwei, ein langes und breites von all dem guten Essen zu erzählen, wenn man nichts davon mit nach Hause gebracht hatte? Er wünschte so sehr, daß nur ein wenig auch für Vater dagewesen wäre; und als Rasmus von dem Kinde und all dem Gelde erzählte, da rief Peter dazwischen:

„Weißt Du, was ich glaube, Vater? Ich glaube, sie bringen uns morgen die Miete ins Haus.“

„O ja!“ sagte der Vater gedehnt. Aber jetzt war Peter seiner Sache auf einmal ganz sicher; er meinte, deutlich gesehen zu haben, wie der Mann seiner Frau zubinzelt, als Peter von der Wohnung in der Bürgerstraße erzählte. Und als es dies bestätigen sollte, wurde die Geschichte noch anschaulicher; denn der hatte selber gehört, wie die beiden es einander zuflüsterten.

Inzwischen hatte Peter die Langmatratze unterm Bette herbeigeschleppt und für sich und den Bruder zurechtgemacht; und nun lagen sie da, trocken dicht zueinander, zogen sich die Decke ganz über die Ohren und fertigigten sich eine geschlossene Hütte, in der es sehr schnell warm wurde. Da drinnen lagen sie in dem behaglichen Dunkel und erzählten einander seltsame Geschichten, die aus dem Nichts entstanden. Sie drückten bloß gegen die geschlossenen Augenlider; und wenn sie dann die Augen öffneten, so sprangen strahlende Farbenringe hervor und glitten ineinander über; und wo sie gewesen waren, da bildete sich eine ganze Geschichte von dem, was man sich am meisten wünschte. „Was siehst Du?“ fragten sie einander alle Augenblicke; und sofort war die Geschichte da. Heute abend handelte sie von den feinen Leuten, die mit der Miete kamen und mit einem großen Korbe voll leederer Sachen — und einer Flasche Wein für den Vater. Die Geschichte wurde immer besser, je häufiger sie sie hervorlockten.

Dann kam Trine nach Hause, und nun konnte man nicht mehr flüstern; und noch und noch schliefen sie alle ein. Es war erst sieben Uhr; aber auf diese Weise sparte man Licht und Heizung.

Es war Sonnabend abend, und die Mutter kam spät und sehr abgehebt nach Hause. Sie hatte Bratwurst gekauft; aber da sie alle schliefen, wagte sie sie nicht zu wecken. So narrete man auch die Mägen um eine Mahlzeit, ohne daß sie es merkten.

Am nächsten Morgen erwachten die beiden Knaben dadurch, daß sie die Mutter zwischen Stube und Küche hin und her gehen hörten. Sie war in Unterrock und Nachjacke und ließ sich Zeit; im Zimmer roch es nach Kaffee, und nun wärmte sie alte Semmeln auf dem Apparat. Die Jungen ließen es sich recht wohl sein und legten sich gemütlich zurecht, um den Sonntagmorgen zu genießen. Als, der noch etwas mütterlicher Wärme bedurfte, legte sich in Peters Arm.

Die Eltern sprachen wieder von der Wohnungsfrage, und gerade von jener Wohnung in der Bürgerstraße. „Wir können sie ebenjogut aufgeben — und jede andere auch!“ sagte die Mutter.

„Es wird schon gehen,“ sagte der Vater still. „In vierzehn Tagen kann viel geschehen.“

„Ja, jedenfalls geschieht das, daß wir auf die Straße gesetzt werden,“ antwortete sie von der Küche aus, wo sie stand und ihre Groschen zählte. „Es ist eigentlich lächerlich, daß eine ganze Familie obdachlos werden soll, bloß weil ihr acht bis neun Kronen fehlen, um die Miete im voraus zu zahlen.“

Die Knaben dachten an das Wunderbare, das heute geschehen würde, getrauten sich aber nicht, es auszusprechen. Zusammen mit ihrem hoffnungslos kranken Vater konnten sie recht gut an das Glück glauben, aber das handfesteste Wesen der Mutter bewirkte, daß alles dies so merkwürdig verblähte. Desto größer war die Bitterkeit.

Die Mutter begann, den Ofen mit lautem Lärm zu reinigen; und ihre festen Schläge mit dem Feuerhaken zerstörten im Ru Peters Sonntagmorgenstimmung. Er wußte es, bevor er es herausbrachte: es war kein Kofs da. „Dann müßt Ihr fort — und zwar auf der Stelle!“ rief sie. „Euer Vater kann nicht frieren.“

Peter war kein Langschläfer und war sofort auf den Beinen; aber als er die Hosen halb anhatte, fing er an zu brüllen.

„Na, was ist denn los?“ fragte die Mutter ungeduldig.

„Dürfen — dürfen As und ich heute nicht den Kaffee im Bett trinken?“ fragte er prustend.

„Was soll der Unsinn! Willst Du Herrschaft spielen?“

„Nein, aber dann ist es mehr Sonntag.“

„Na, dann leg Dich, Du Narr!“ sagte sie lachend und warf ihm das Bettzeug über die Ohren. Aber der Junge zog in aller Geschwindigkeit Hose und Strümpfe wieder aus und froh richtig ins Bett. Es sollte aussehen, als würde er erst dadurch gewedt, daß die Mutter mit dem Kaffee kam. — — —

So schnell hatten die beiden Burschen noch nie einen Sack Nofs gesammelt. Peter trat mit den Beinen in den neuen Müllhaufen herum und gebrauchte seinen Kraber, daß der Staub um ihn aufwirbelte; Rasmus füllte den Sack. Sie arbeiteten wie Säbner, und dank dem Sonntag beherrschten sie das Reich allein.

Winnen einer Stunde hatten sie den Sack gefüllt; und doch blieb noch Zeit, verschiedenes mitzunehmen: ein paar Kessel, in die Vater einen neuen Boden löten und die er verkaufen konnte, ein verbogener Kessel, der sich wieder zurechtbiegen ließ, und Spielzeug — namentlich Garnrollen. Jetzt hatten sie genug für den Bügel, und auch Bindfadenreste waren hier genug zu finden. Aber das beste von allem war eine große rote Garnrolle, genau so eine, wie die vorige gewesen war.

„Hättest Du nun die andere nicht fortgeschickt, so hätten wir jetzt zwei,“ jagte Peter vorwurfsvoll. Aber daran ließ sich ja nun nichts ändern, und sie zogen mit der Beute heim.

Zu Hause war es warm und aufgeräumt; gemütlich war es, so wie es nur am Sonntag zu sein pflegte, wenn die Mutter selbst Ordnung schaffte. Der Vater saß aufrecht im Bett und hatte ein reines Hemd an; er war noch ganz rot von der Scheuerwäsche. Trine war bereits ausgezogen.

Sobald Vater angezogen war, machten sich die drei daran, den Bügel herzustellen. Rasmus reinigte die Garnrollen, Peter knüpfte die Bindfäden aneinander und zog sie hindurch, und Vater verfertigte einen richtigen Stangenzaun aus diesem Stahlkraft. Jedesmal, wenn die Jungen jemand auf der Treppe hörten, horchten sie auf und nickten dem Vater triumphierend zu; aber sie sagten nichts; denn die Mutter war ja schlechter Laune. Doch es klingelte niemand, und so machten sie sich wieder an die Arbeit — jedesmal etwas entmutigter.

„Als kann den Dred nicht herauskriegen,“ sagte Rasmus ungeduldig und hielt die große rote Garnrolle in die Höhe. Da preschte der Vater einen Stahlstift durch die Rolle, und ein graues zusammengeknülltes Papier kam zum Vorschein; erschrocken faltete er es auseinander — es war ein Zehnkronenschein. Er wollte etwas sagen, konnte es aber nicht herausbringen, sondern fächelte nur mit dem Papiergeld und bekam vor Anstrengung einen ganz blauen Kopf.

„Ja, du himmlische Güte!“ wiederholte die Frau in einem fort — so verblüfft war sie.

Diesmal folgte kein Hustenanfall, vielleicht half die Freude dem Vater ihn überwinden. Er atmete tief auf und sagte:

„Siehst Du, nun hat sich doch etwas gezeigt!“

„Ja, das tut es immer!“ rief Peter atflug.

„Hat Vater den Dred herausgekriegt?“ fragte Rasmus, der nicht recht folgen konnte. Die Frau zog sich sofort an und ging und mietete die Wohnung mit dem Glasdach über der Galerie. Und da wohnen sie heute noch. Der Mann hat da drinnen viel Sonne genossen; denn als ich ihn das letzte Mal sah, war er so gesund, daß er für ein Geschäft Botengänge machen konnte.

Dies ist die Geschichte von dem Glück auf dem Abiadeplatz! Ihr könnt selber hingehen und dem Manne guten Tag sagen.

Alte Bücher in neuer Gestalt.

Die deutschen Verleger entfalten seit einigen Jahren eine beinahe fieberhafte Tätigkeit in der Herausgabe — alter Bücher. Ihr Blick ist wesentlich rückwärts gewendet. Es wird eine Renaissance (Wiederbelebung) von allem und jedem versucht. Wenn nach dieser äußeren Geschäftigkeit geruht werden dürfte, wäre man versucht, an ein literarisches Zeitalter zu glauben, das in allen Jahrhunderten und Klimaten zu Hause wäre. Es bedarf indes bloß eines Blickes in die Wirklichkeit, um die Dinge auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Die „Kultur des Buches“ hat zweifellos an Umfang gewonnen. In der Phase der kapitalistischen Entwicklung, in der wir uns eben befinden, ist das ja auch weiter kein Wunder. Die Kaufkraft für Bücher ist in manchen bürgerlichen Schichten gestiegen und die Volksvermehrung produziert täglich neue Leser.

Die Kaufkraft dieses Lesers ist freilich nur zu sichtbar. Die ungeheure Masse des Volkes ist trotz dem Bildungstreben der Arbeiterschaft aus ökonomischen Gründen davon ausgeschlossen. Und dann ist ja diese ganze Wüchserüberflutung zumeist rein geschäftlicher Art. Manche dieser Neuauflagen schlagen ein (besonders wenn sie erotische Färbung haben oder wenn sie mit galanten Bildern geziert sind), aber sehr viel bleibt auf dem Wege zum Käufer liegen. Dabei steigert sich der Konkurrenzkampf der Verleger von Tag zu Tag, sie wetteifern, nachdruckfreie Werke auf den Markt zu werfen, oder Uebersetzungen frei gewordener ausländischer Autoren neu zu veranstalten. Oft wird dasselbe Buch von zwei und drei Firmen neu herausgegeben. Der ziellose Betrieb der kapitalistischen Warenwirtschaft macht sich heute gerade im Bücherhandel besonders bemerkbar. Die ganze Produktion ist im weitestlichen unorganisch, nun sie entspricht nicht einem unmittelbaren Bedarf, sie begünstigt nicht die schöpferischen Kräfte der Gegenwart, an denen freilich dank der gesellschaftlichen Signatur der Zeit, Mangel herrscht, sie begnügt sich, alte Werte neu zu beleben oder technisch neu zu gestalten. Daher die Vorliebe für die Neuauflagen, die gesammelten Werke (manchmal

ganz Verschollener), die riesig geistige Uebersetzertätigkeit aus dem ergötlichsten Literaturreich.

Der ökonomische Faktor, daß dabei variables Kapital — die Entlohnung des Autors — gespart wird und die Uebersetzeri (oft ist sie schuldig oder gar einfach abgelehrt) in der Regel miserabel bezahlt wird, spielt dabei eine große Rolle.

Unter den vielen literarischen Erscheinungen dieser Art ist natürlich manches Wertvolle und Gute, das auch für proletarische Leser oder wenigstens für Arbeiterbibliotheken in Frage kommt. Wir sprechen da nicht erst von den verdienstvollen Klassikerausgaben, die heutzutage in reicher Fülle und zu billigen Preisen zur Verfügung stehen. (Noelam, Hesse, Wong, Cottasche Weltliteratur u. a.). Auch auf die fortdauernd erweiterten Bibliotheken in der Art der Meclamiden und der Hesseschen Volksbibliothek, deren Neuerscheinungen wir regelmäßig im Bücherhändler anfinden, braucht hier nur hingewiesen zu werden. Unter den größeren Veranstellungen, die in diesem Jahre zu Ende geführt wurden, sei besonders auf die Balzacausgabe des Inselverlages hingewiesen, die in musterghültiger äußerer Form das Bleibende dieses Großmeisters des bürgerlichen Romans bietet (16 Bände mit einer psychologisch und auch soziologisch eindringenden Charakteristik Balzacs durch Wilhelm Weigand). Unsere Ansicht, Balzac durch einen seiner besten Kenner und Schätzer, durch Lafarque, bei diesem Unfall würdigen zu lassen, ist leider durch dessen Tod verhindert worden. Lafarque stellte Balzac weit über Zola. Wenn uns heute zweifellos auch manche der phantastischen und romantischen Seiten in diesem allumfassenden Proteus der jugendkräftigen bürgerlichen Literatur minder zusagen als seine gewaltige Gestaltungskraft, seine scharfe Beobachtung, seine geniale Komposition eines seine ganze Zeit umfassenden Gesamtwerkes, er ist und bleibt ein unerreichter Riese, wie ihn keine andere Literatur aufzuweisen hat. Der Roman ist bei ihm zur gesellschaftlichen Analyse erhoben, in der auf 50 Bände berechneten „menschlichen Komödie“ wird die gesellschaftliche Struktur seiner Zeit gegeben, aber von einem Dichter und Gestalter ungleichem. Man könnte sein Werk das Epos des Geldes nennen, denn es steht im Mittelpunkt seiner ganzen Welt — belebend und besauernd, zur Macht und zum Verbrechen führend — als die wahre Herrscherin seiner (und unserer) Zeit, als Gott und Schöpfer. — Die Auswahl der neuüberlegten (wenn auch nicht fehlerlosen) Ausgabe ist im ganzen gut getroffen, und wir können heute mit Recht von einem deutschen Balzac reden.

Als Verkörperung einer Balzacischen Gestalt kam Giacomo Casanova gelten, obwohl er dem 18. Jahrhundert und dem alten Regime angehört. Aber es ist der gleiche unerfättliche Trieb in ihm, wie in den Balzacischen Abenteurern und Eroberernaturen. Seine Erinnerungen, die er im Alter mit merkwürdigem literarischem Talent abfaßt, liegen jetzt in einer vollständigen Uebersetzung von Heinrich Conrad vor (6 Bände im Verlage von Georg Müller in München; eine in einen Band zusammengedrückte Auswahl erschien bei Vorgraber in Berlin). Conrad hat die Ausgabe vollständiger gemacht als irgend eine frühere, und er hat wirklich die überaus gut erzählende Art des Casanova vortrefflich verdeutscht. Casanova hat keinen Ruf als Erotiker, und zweifellos spielt dieses Element eine allzu große und auf die Dauer langweilige Rolle in seinem Werk. Aber es wäre verfehlt, dieses nur danach einzuschätzen. Dieser Abenteurer, der es von einem armen venezianischen Jungen zu einem reichen und großen Herren bringt, der in Dürftigkeit endet, ist ein Typus einer im 18. Jahrhundert verbreiteten Klasse; des gesellschaftlichen Parasiten, der als internationaler Spieler, Verführer, politischer und finanzieller Agent und Geschäftsmacher an den Grenzen der höheren Klassen teilnimmt, die er durch seine Talente zu unterhalten und für sich einzunehmen weiß. Als kluger Kopf und guter Beobachter weiß Casanova von dem frivolsten Leben und Treiben dieser Kreise, die bis in die höchsten Hofskichten und andererseits bis in die Künstler-, Hochstapler- und Prostituiertenbeirte reichen, Interessantes genug zu berichten. Er ist dabei ein besserer Gewährsmann, als im allgemeinen angenommen wird. Aus Italien, Frankreich, Spanien, Holland, Deutschland und Rußland gibt er eine Fülle gesellschaftlicher Einblicke und packender Genrebilder. Dem Kulturhistoriker, den wir absolut nicht mit dem Auditätenjäger verwechseln sehen möchten, bietet er reiches Material.

Die neue Dickens-Ausgabe, die im Verlage von Albert Langen in München herauskommt, ist um einige Bände weiter gediehen. (Eine andere Ausgabe erscheint im Inselverlag.) In ganz anderer Weise als Balzac charakterisiert Dickens als Romanschriftsteller die bürgerliche Entwicklung. Er schildert England in einer späteren, reiferen Phase des kapitalistischen Prozeßes. Er sieht — in seinen besten Werken — die Welt von unten, die Welt derer, die bei der Tafel zu spät gekommen sind, die im Schatten wohnen. Dickens, der Humorist, der Mann des sozialen Mitgeföhls, verdient auch heute noch seine Leser. Die Uebersetzung Gustav Meyrinks, die Eduard Bernstein hier bereits anerkannte, kommt auch den neuen Bänden (zuletzt in „Nikolas Nickleby“) zugute. Freilich schadenfrei ist sie auch nicht.

Von Björnsterne Björnsons Werken schloß bisher eine gesammelte deutsche Ausgabe. Björnson selbst wirkte noch an der Auswahl mit, und nun ist sie nach seinem Tode von Julius Elias bei S. Fischer in Berlin besorgt worden. Sie umfaßt 5 Bände und ist ein würdiges Seitenstück zu der gleichartigen Ibsenausgabe. Den ganzen Björnson wird man hier freilich vergebens suchen, mit Recht

Ist eine beschränkte Auswahl getroffen. Björnson hat — obwohl er immer neben Ibsen gestellt wird — keineswegs dessen Bedeutung für die nicht norwegische Welt. Er ist ja auch viel mehr Anreger, Politiker, Agitator, kurzum eine mehr durch seine Person denn durch jene bloßen Schriften wirkende Gestalt. Die Ausgabe, die eine korrekte Uebersetzung gewährt, gibt Gedichte, Dramen, Romane und Romane. Den Beschluß machen Björnsons Briefe an seine Tochter Vergliot, die Ibsens Sohn heiratete. (Auch besonders erschienen im gleichen Verlage als „Briefe aus Aulestadt“ — Björnsons Wohnsitz.) Diese Briefe geben ein gutes Bild von Björnsons Persönlichkeit, sie zeigen ihn als Vater, als Freund, in seinen mannigfachen Beziehungen zu Menschen und in seinem Verhältnis zur Natur.

Als ein kluger Verleger, der er ist, spricht S. Fischer in dem zum 25jährigen Bestehen seines Verlages erschienenen Sammelbuche (Das 25. Jahr) von den neuen Aufgäben, die des tüchtigen (bürgerlichen und kapitalistischen) Verlegers harren. Die Bücherpreise sind heruntergegangen. Trotzdem herrscht eine chronische Ueberschuldung. Warum? Weil die großen Massen nur geringen Anteil an den Büchern haben. Es gilt also, sie durch billige Preise für den Markt zu erobern. In diesem Sinne hat er Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane ins Leben gerufen, die einen guten modernen Roman für 1 M. (in Pappband) und für 1,25 M. in Leinen darbietet. Es sind zumeist Bücher, die in der zahlungsfähigen Schicht ihren Umlaufkreis vollendet haben, zumeist aus Fischers eigenem Verlag und viel Uebersetzungen darunter. Von den neueren Bänden wollen wir hier Björnson: Marh, Bruun; van Zantens Insel der Verheißung, Fontane: Irrungen, Wirrungen und Frau Jenny Treibel, Hamson: Redakteur Lynge, Felix Holländer: Das letzte Glück, Jonas Lie: Auf Irwegen hervorheben. In der Sammlung sind aber auch Bücher, die weniger Lebens- denn bloßen künstlerischen Wert haben.

Ein weitergehendes Programm hat sich Paul Ernst in seiner vom Inselverlag herausgegebenen Bibliothek der Romane vorgenommen. Aus alter und neuer Zeit will er das Vorzüglichste auswählen und in sorgfältiger Textgestaltung (was ja nicht ganz unwichtig ist!) und guter Ausstattung darbringen. (Jeder Band 3 M.) Es sollen klassische Romane (nicht bloße Unterhaltungsliteratur) sein, die ein reiches Bild des Lebens geben. Um das Programm zu charakterisieren, erwähnen wir unter den bisher vorliegenden Bänden Jacobson: Niels Lyhne, Scott: Zuanhoe und Der Talisman, Flaubert: Frau Bovary. Ferner sind Willibald Alexis, Goethe, Turgenjew vertreten. Manche dieser Bände kann man natürlich in anderen Ausgaben billiger haben, aber kaum so gut. Der rote Leinenband ist solide und schmutz, der Druck klar und schön. Ueber den Dichter und sein Werk orientiert jeweils ein Nachwort des Herausgebers. Der Essay über Flaubert fiel uns auf, weil er gesellschaftliche Zusammenhänge anzutun versucht.

Die Verlagsbuchhandlung von F. Fontane u. Co. hat von den Berliner Romanen Theodor Fontanes eine billige Ausgabe veranstaltet. In drei hübschen Bänden erhält man jetzt alle sieben Berliner Romane für 10 M. in Pappbänden und für 12 M. in Leinen. Als Schilderer und Maler ist Fontane von ganz intemem Reize, und wenn er auch kein großer Gestalter war, ein gut Stück Berlin von 1870—90 hat doch keiner besser beobachtet und festgehalten denn er. Auch von Fontanes autobiographischem Roman „Meine Kinderjahre“ ist im gleichen Verlag eine neue Auflage erschienen, diesmal reich (beimache zu reich) illustriert. (Preis 4 M.) Wer Fontane in die Seele schauen und gleichzeitig das bürgerliche Leben in einer kleinen Stadt zwischen 1820 und 80 kennen lernen will, der findet hier Gelegenheit dazu.

Bemerkenswerte Versuche, billige Bücher auf den Markt zu bringen, liegen auch sonst vielfach vor. So treffen wir den unbergelichen und ewig jungen Don Quixote in der etwas modernisierten Uebersetzung Ludwig Tiedts und sogar mit 15 Abbildungen nach Chodowiec's Kupfern, die freilich auf diesem Papier nicht ganz zur Geltung kommen, in einer kartonierten Ausgabe von 638 Seiten zu 3 M. an bei Josef Singer in Straßburg. Die Ausgabe in Halbleder kostet 4,50 M.

Martin Mörike in München will eine ganze Sammlung solcher billigen Ausgaben veranstalten und zwar von Abenteuerromanen aller Nationen, die gleichzeitig stofflich spannend, fesselnd abenteuerlich und dennoch dichterisch groß und bedeutend sind. Zunächst ist ein Roman an die Reihe gekommen, auf den diese Charakteristik wirklich zutrifft: Grimelhausens Simplicius Simplicissimus, dem die beiden kleineren simplicianischen Romane beigefügt sind (325 Seiten im Pappbande zu 3 M., Halbleder 4,50 M.). Natürlich ist kein Wütenpapier verwendet, aber die Ausstattung ist ganz ordentlich. Im gleichen Verlag erscheint auch eine Sammlung von Selbstbiographien unter dem Titel: Erlebnis und Bekenntnis. Bisher liegen vor: Thomas und Felix Platters und d' Aubignés Lebensbeschreibungen (Pappbd. 2 M., geb. 3 M.) und ferner Goethes Dichtung und Wahrheit (768 Seiten mit Abbildungen im Pappbd. 2 M., Leinen 3 M.). Man kann diesem Unternehmen, gute Literatur preiswert herauszugeben, besten Erfolg wünschen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Capriccio von A. Rubin.

